

Die Halle und Gießerei...  
Preis 2.50 Mark...  
Gratias-Beilagen...

Anzeige-Gebühren...  
für die fahrgespaltene Zeile...  
24 Pfennig...

# Allezeit

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Jr. 309. — Jahr. 190.

Halle a. S., Mittwoch 6. Juli 1898.

Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Leipzigerstr. 87.  
Gedrucke von: Berlin SW., Grenadierstr. 3.

## Deutsches Reich.

\* Ein Telegramm aus Seltzingen vom Dienstag meldet über die **Nordlandreise des Kaisers**: In Höhe von Seltzingen vorreffliche Fahrt. Der Kaiser befindet sich in bestem Wohlsein.

\* Die **Kaiserin** schickte sich gestern in Kiel mit den beiden Prinzen, sowie der Prinzessin Heinrich und dem Prinzen Waldemar auf der „Diana“ ein, welche nach Genua für die See ging.

\* Finanzminister **Dr. Müller** bleibt bis 11. Juli in Genua. Er reist dann mit den Säulen auf mehrere Wochen nach dem Schwarzwalde.

\* Dem Reichsrath der Krone Bayern, Kommerzienrath **Theodor von Gafner**, welcher, wie mitgetheilt, am Sonntag, den 3. Juli, seinen 70. Geburtstag begangen hat, ist von dem Kaiser folgender telegraphischer Glückwunsch zu gegangen:

„Zwanzigste, 3. Juli. Bei Ihrem 70. Geburtstage spreche ich Ihnen meinen warmen Glückwunsch aus und erinnere mich dabei gerne der fähigen Thätigkeit, welche Sie dem Reich erzeigt und dem Vaterlande entgegengebracht haben. Mögen Ihre Kräfte auch diesen Beschäftigungen noch lange Jahre erhalten bleiben. Wilhelm I. R.“

Vom Fürsten **Wismar** lief folgendes Telegramm ein:

„Euer Hochwohlgeboren bitte ich, meinen verbindlichen Glückwunsch zum heutigen Tage freundlich entgegenzunehmen.“

Auch der Reichstagsler Fürst zu Hohenlohe, Graf v. Borsdorf, Admiral v. Knor v. A. haben dem hochverdienten Mann ihre Glückwünsche übersandt; Finanzminister v. Müller sandte folgendes Telegramm:

„Dem hochverehrten siebenjährigen Vorkämpfer einer nationalen, alle Interessen gerecht erwägenden Politik ist es ein Vergnügen, Ihnen Glück und die besten Wünsche für eine lange glückliche Zukunft. v. Müller.“

Die **Frühjahrs- und Mühlthätigkeit** des Siebenjägers läuft höflich, daß er noch lange dem deutschen Vaterlande erhalten bleiben wird.

\* Aus einem Brief des Prinzen **Wilhelm**, unseres jetzigen Kaisers, vom 12. Januar 1897 an seinen Onkel, den Cardinal Hohenlohe, über das **Centrum** wurde vor einigen Wochen ein Auszug mitgetheilt. Wie jetzt bekannt wird, lautet eine charakteristische Stelle aus diesem Brief des jetzigen Kaisers, der den Bischof Kopp besonders lobt, vollständig:

„Der das Centrum, das Centrum! Wenn nicht der Papst die Axtmet zurechtweist und ihm die Kofen spannt...“ Weiter heißt der italienische Abg. **Nicco** den Brief des Prinzen nicht mit, der unter dem Eindruck der Deposition des Centrum gegen das Militärjudentum geschrieben war.

falls Frankreich das Gleiche thue. Deutschland endlich würde Zuschlagsschüsse auf prämirten Jüder nicht ohne Weiteres einführen können, da es durch die Weißbegünstigungsklausel in den Verträgen mit Rußland, Oesterreich, Frankreich u. s. w. gebunden sei.

\* Der **sozialdemokratische Großgrundbesitzer und Reichstagskandidat**, von welchem erzählt worden ist, er habe sich um einen feiner Arbeiter, der den Fuß gebrochen habe, nicht gekümmert, auch auf seine Bitte um Fürsorge nicht gehört und darum verurtheilt, daß dieser Arbeiter — durch fremdes Mitleid in ein Krankenhaus gebracht — verstorben sei — dieser „Genosse“ läßt nun im „Vorwärts“ die ganze Sache anders darstellen. Danach soll der Arbeiter sich nicht den Fuß gebrochen, sondern „nur“ eine Hülse geplatzt haben. Diese Verlesung soll so „erregend“ gewesen sein, daß der Arbeiter den Vorstoß des „Genossen“-Besizers, einen gerade nach Hause fahrenden Wagen zu benutzen, abgelehnt habe. Später habe sich, nachdem der Arbeiter noch mehrere Tage Bettler geschitten, die Sache versümmelt, darauf zu achten, sei aber nicht Sache des Besizers, sondern des „Genossen“ gewesen. — Uneres Erwachtens trifft diese „Mißthätigung“ nicht den Kern der Vorwürfe, welche dem „Genossen“ gemacht werden. Vielmehr waagt auch der „Vorwärts“ nicht, daß der Großgrundbesitzer die genügende Fürsorge für seinen Arbeiter nicht aufgewendet habe, und der Angabe der verlegte Arbeiter habe endlich durch fremde Mitleidigkeit die Voraussetzung in einem Krankenhaus gefunden, widerpricht der „Vorwärts“ überhaupt nicht. Thatsächlich scheint also hier ein völler Unterschied zwischen arbeiterfreundlichen Worten und Thaten der Sozialdemokratie vorzuliegen.

\* Die **Arbeitslosen-Kommission** für Westpreußen und Posen ist gestern in Posen zu einer Sitzung zusammengetreten, an der auch Unterstaats-Secretär Braunbrecht, Ministerialdirektor Dr. Singer und die Ministerialräthe Gatz, v. Gumpelstein und v. Rheinbaben theilnahmen.

\* Nach den hiesigen eichensenen Berichten der preussischen Regierung und Gewerbeamt für 1897 find während des Berichtsjahres im Bereiche der Monarchie 337 504 Arbeiterinnen über 16 Jahre (+ 19 019 gegen 1896) und 132 352 jugendliche Arbeiter (+ 11 066) in Fabriken beschäftigt gewesen. Von den Arbeiterinnen entfielen rund 142 000 auf die Textilindustrie, 52 064 auf die Webungs- und Genußmittelgruppe, 37 000 auf Metall- und Holzindustrie, 24 000 auf Papier- und Lederindustrie, 25 000 auf die Industrie der Steine und Erden und 17 500 auf die Metallverarbeitung. Verhau, Hütten- und Eisenerzgewinnung beschäftigten mit etwa 5000 die geringste Zahl der Arbeiterinnen unter den verschiedenen Berufsgruppen. Von den jugendlichen Arbeiterinnen entfielen auf die größte Anzahl, nämlich 27 000, gleichfalls auf die Textilindustrie, es folgten mit 22 000 die Metallverarbeitung, mit 16 000 die Industrie der Steine und Erden, mit 14 500 die Maschinenindustrie, mit 14 000 die Webungs- und Genußmittelgruppe. Von den jugendlichen Arbeiterinnen beschäftigt die chemische Industrie mit etwa 2000 die geringste Zahl von jugendlichen Arbeiterinnen. An 11 anderen wurden im Königreich Preußen in den Jahren 1895 und 1896 in der Industrie beschäftigt. Auch hier steht die Textilindustrie mit 413 an erster Stelle; es folgen Industrie der Steine und Erden mit 213, Metallverarbeitungen mit 183 und Webungs- und Genußmittelgruppe mit 132.

\* Die deutsche Grenzkommission, welche die genaue Feststellung der Grenze unseres Grenzgebietes in Ostchina vorzunehmen hat, besteht aus dem Major v. Hoffm an Vorhergehenden, dem Hauptmann Gallenstein und dem Kapitän Deimling.

Hebrigens haben die Amerikaner sich entschlossen, die Truppenmacht Schafers um weitere 4000 Mann und sechs Batterien zu vergrößern. Die amerikanischen Truppen leiden außerordentlich unter der herrschenden Hitze; General Schafers selbst ist leidend. Die Lage bei Santiago stellt sich jetzt folgendermaßen dar: Die Spanier haben sämtliche Anhöhen besitzendungen von Santiago geräumt; nach amerikanischer Angabe ist die Stadt von der Nacht nordwärts her bis zum San Juan-Fusse im Süden von den amerikanischen Truppen umschlossen; die Gentrungslinie kam allerdings nicht sehr fern sein, da es dem Obersten Casario gelungen ist, sich durch dieselbe den Weg nach Santiago zu bahnen; die amerikanische Flotte wird nicht zögern, in die Bucht von Santiago einzudringen, um dieses bei einem künftigen Land- und Seeargung unter ihr Feuer zu nehmen.

Die neuesten, a. Th. sich widersprechenden auf die Operationen begünstigen Drahtmeldungen belagen:

**London**, 5. Juli. Das einzige spanische Schiff, welches vor seiner Verbringung die Flotte durch, war der „Gratidulo Colon“ 300 Gefangene fielen am Ufer von den Amerikanern in die Hände, darunter auch der Admiral Cervera. Als sie an Bord des amerikanischen Kriegsschiffes „Gloucester“ gebracht wurden, schüttelte ihm der Kapitän die Hand. Indem er ihn für seine Tapferkeit belobte, erklärte, daß er Cervera die ausschließliche Benutzung eines Raubens an Cervera dankte. Das Ufer nun bedeckt mit Kanonen und Schiffsartillerie. Die Mannschaft des amerikanischen Kriegsschiffes verband die verwundeten Spanier am Ufer.

**New-York**, 5. Juli. Es werden noch weitere Einzelheiten von der See Schlacht bei Santiago berichtet. In den Berichten wird als ein Hauptergebnis der Schlacht die beiden spanischen Torpedobootjäger durch die schnellgehende Nacht „Gloucester“ herangezogen, die durch einen schnellfeuernden Schiffschiffen bewaffnet war. Beide spanische Schiffe erlitten das Feuer trügig; das Eine wurde brennend von der Mannschaft, die keine Boote heben, verlassen, das zweite, das ebenfalls brannte, lag auf die Seiten auf. Ein Zerstörer seiner Bemannung ertrank in der Brandung. Beide Schiffe flogen in die Luft, wobei viele Spanier in der Brandung und an anderen Punkten umkamen. Ihre Rettung, besonders die der Verwundeten, gestalte sich sehr schwierig.

**Washington**, 5. Juli. Der Washingtoner Correspondent des „Evening Journal“ meldet, Admiral Sampson habe den Versuch gemacht, die unterseeischen Minen an Eingänge des Hafens von Santiago zur Explosion zu bringen; doch sei der Versuch nur bei einigen gescheitert. Die spanischen Batterien auf San Juan, dem Fort Muro und der Escapa seien noch immer in Thätigkeit.

**Washington**, 5. Juli. Eine hier eingetroffene, 10 Meilen westlich Santiagos ausgegebene Drahtmeldung vom Sonntag meldet folgendes: Obwohl die amerikanischen Kriegsschiffe während der Dauer des Kampfes einen furchtbaren Feuer ausgesetzt waren, erlitten sie fast gar keine Beschädigungen. Cervera machte den Amerikaner bedenklichen Versuch, sich mit seinen Schiffen zu retten, und legte den Kampf noch fort, als sein eigenes Schiff in Flammen stand. Sampson verfolgte die fliehenden Spanier zwei Stunden lang. Die spanischen Schiffe waren von Kugeln durchbohrt und noch brennend. Die Amerikaner schickten mit Feuer unternehmige Rauchwolken von ihren Schiffen aufsteigen, ließen die Spanier birstehen auf das Ufer und auf stellen auflaufen und vollenden so selbst das Werk der Verhörung. Die Mannschaften retteten sich mit Hilfe von Booten, die die amerikanischen Kriegsschiffe angriffen, auf Land. Dort ergaben sich 13 000 Mann den Amerikanern. Cervera machte den Versuch, dessen Kommandant ihn wegen seiner heldenmüthigen Vertheidigung belobte.

**London**, 5. Juli. Offizielle Kreise glauben, daß Admiral Sampson in das Innere der Bai von Santiago eindringen und die Stadt bombardieren wird, wenn der Wasserstand abläßt, ohne daß die Spanier sich ergeben haben.

**Berlin**, 5. Juli. Der „Reichsanzeiger“ meldet, der Reichsminister der Vereinigten Staaten bringt amtlich zur Kenntniß, daß der Präsident durch Proklamtion vom 27. Juni über alle Häfen der Südküste Cubas vom Cuba frances bis Cuba Cruz einschließlich des Ojasa San Juan auf Portorico die Blockade verhängt habe.

**Madrid**, 5. Juli. Hier giebt man sich noch immer der Hoffnung hin, daß es dem Geschwader Cerveras gelungen sei, zu entkommen und Baama zu erreichen. Wenigstens ist ein amtliches Telegramm eingelaufen, welches die Hoffnung aufkommen läßt. Demnach verließ Cerveras Geschwader am Sonntag Vormittag 9 Uhr Santiago, worauf ein verweifeltes, aberhalbständiges Ufer stattfand, bis Cervera, ohne die Schloßabdringung ausgeben, in westlicher Richtung verschwand, nicht gefolgt von den Amerikanern.

Von Manila liegen neue Meldungen vom Befang nicht vor.

## Vor Santiago.

Während jetzt Seinem Zweifel unterliegen kann, daß die Amerikaner zur See einen großen Erfolg errungen haben, wird die Operation zu Lande vorläufig zum Stillstand kommen. General Schafers hat den Kommandanten von Santiago aufgefordert, den Platz zu räumen, widrigenfalls er die Vertheidigung der Stadt beginnen werde. Nach Angabe des Kommandanten und einer bereits wiedergegebenen Meldung sollte die Fest besitzert Montag Vormittag 10 Uhr ablaufen, einer zweiten Washingtoner Depesche zufolge ist diese Frist jedoch bis Dienstag Mittag hinausgeschoben worden, nachdem sich mehrere Konflur für die Gewährung einer längeren Zeit zur Sicherstellung der in Santiago befindlichen etwa 20 000 Nicht-Kombattanten verwendet hatten. Die Uebergabe der Stadt ist, soweit sich dies aus den vorliegenden Meldungen erkennen läßt, bisher abgelehnt worden. Ein in Washington verbreitetes Gerücht von der Kapitulation der Stadt bedarf der Verichtigung. In Spanien giebt man trotz der Vernichtung der Flotte Cerveras noch nicht verloren. Man sieht dort keine Hoffnung auf, die durch das Eintreffen eines Heeres der von Mexiko heranziehenden Hilstruppen erfolgte Verhörung der Garnison, indem man meint, daß die Stadt mit Unterstützung derselben eine längere Belagerung werde aushalten können. Diese Meinung erhebt allerdings sehr optimistisch, da die Stadt dem furchtbaren Feuer der amerikanischen Schiffartillerie und gleichzeitigem Angriff durch die amerikanischen Landtruppen kaum lange Stand zu halten vermag.

## Deutscher-Allgemein.

Nichts als Unrechtliches.  
Den „Norddeutschen“ zufolge existirt der von niederösterreichischen Landtag beschlossene Organentwurf, wonach an allen öffentlichen Volks- und Bürger Schulen Niederösterreich die Unterrichts-









[Nachdruck verboten.]

## Hinaus in die Welt.

21)

Roman von D. Elſter.

Sechzehntes Kapitel.

Als Milly ihr Zimmer erreichte, drohten die Kräfte ſie zu verlaſſen. Eine Weile mußte ſie ſich feſt auf die Lehne eines Sefſels ſtützen, um nicht niederzuſinken. Aber ſie wollte nicht ſchwach werden; ſie würde ſich ſelbſt verachtet haben, und ſo zwang ſie ſich zur Ruhe und Beſonnenheit. Der Stolz und der Zorn über die Feigheit Buſſos verließen ihr die Kraft. Haſtig warf ſie ihre Garderobe, Bücher und was ſie ſonſt ihr eigen nannte, in den großen Reiſekorb, dann warf ſie den Mantel über, drückte das einfache Pelzbarrett auf das Haupt, ergriff Schirm und Muffe und war reiſefertig. Noch einmal blickte ſie ſich in dem elegant und zierlich angeſtatteten Raum um, in dem ſie einige glückliche Monate verlebt, in dem ſie von einer glänzenden Zukunft geträumt, jezt verſank die Zukunft vor ihrem Blick, mit dem Abſchied von dieſem Zimmer nahm ſie auch Abſchied von einer ſchönen, glänzenden Welt. Einen Augenblick wurde ſie weich und ſchwach. Wenn ſie den Bitten Buſſos nachgeben würde — doch nein, die Schamröthe ſtieg ihr ſiedend heiß in die Wangen und die Stirn und haſtig eilte ſie die Treppen hinunter, hinaus aus dem vornehmen, glänzenden Hauſe, hinaus aus der ſchönen, vornehmen, reichen Welt.

Aufathmend ſtand ſie auf der Straße ſtill und preßte die Hand auf das wild pochende Herz.

Wohin?

Dieſes eine Wort, dieſe kurze Frage ſtand in Flammenschrift vor ihrer Seele. Die Heimath tauchte vor ihrem Auge auf; wie ein flüchtiger Sonnenſtrahl am nebligen Wintertage huſchte der Gedanke an das elterliche Heim, an das ſtille Pfarrhaus, an das freundliche Forſthaus in Oberbrück durch ihre Seele — ſollte ſie dorthin zurückkehren? Der Sonnenſtrahl ward von den Nebelwolken verſchlungen; ſie ſchauerte leicht zuſammen. Zurückkehren, ohne etwas erreicht zu haben? Sich dem Geſpött der Leute ausſetzen? Den Eltern Kummer bereiten und in dem kleinen Heimathsort wieder von vorn anfangen mit Stundengeben? Nein, nein, das brachte ſie nicht über das Herz! Kämpfen wollte ſie, um zu ſiegen oder unterzugehen!

Feſt biß ſie die Zähne aufeinander, daß ſie leiſe kniſchten. Dann warf ſie das Haupt zurück und ſchritt raſch und ſicher die Straße entlang, die in das Innere der Stadt führte. Bald erreichte ſie die Potsdamer Straße. Die Wagen ſtauten ſich hier an der Potsdamer Brücke. Weiter nach vorn mußte wohl ein Pferd geſtürzt ſein und den Weg der Pferdebahn verſperren, denn mehrere Pferdebahnwagen hielten hintereinander, und eine Menge anderer Wagen ſuchten ſich langſam durch das Menſchengedränge hindurch zu winden.

Milly wollte den Straßendamm überſchreiten; ſie achtete nicht auf die Wagen und die Karren, welche rückſichtslos genug

in die Menſchenmenge hineinfuhren. Da tönte der laute, zornige Ausruf eines Kutfchers in ihr Ohr; erſchreckt ſah ſie empor und wollte zur Seite ſpringen — zu ſpät, die Deichſel einer Equipage traf ſie an die Schulter, daß ſie zur Erde taumelte, ſie wollte ſich aufraffen, da erhielt ſie einen heftigen Schlag an die Stirn — die Sinne ſchwanden ihr und bewußtlos ſank ſie nieder.

Lärmend und ſchreiend drängte ſich die Menge um die Verlegte. Die ſchwielige Faust eines Arbeiters erfaßte die Zügel des Pferdes, welches Milly niedergeworfen und das ſich jezt hoch aufbäumte. „Laſſen Sie die Zügel los,“ rief der Kutfcher, der vergebens ſein feuriges Roß zu bändigen ſuchte. „Ich bin unſchuldig, weſhalb gab das Mädchen nicht beſſer acht.“

„Erſt ſollen Sie uſſgeſchrieben werden, Männeken,“ trokte der Arbeiter.

Das Fenſter des eleganten Koupees wurde herabgelaffen. „Was iſt denn geſchehen?“ fragte die in dem Wagen ſitzende Dame.

„Ein junges Mädchen iſt überfahren worden, gnädiges Fräulein.“

„Ach, die Arme! Wo iſt ſie?“

Die Thür öffnete ſich und die reich in Pelz gekleidete Dame, eine hohe, prächtige Erſcheinung, ſtieg aus. Die Menge wich etwas zurück. Der Schutzmann, welcher ſich eingefunden hatte, führte die Dame zu Milly.

Ein Ausruf des Erſtaunens entſchlüpfte den Lippen der Dame. „Das iſt ja Milly Sander!“

„Sie kennen das junge Mädchen, gnädige Frau?“ fragte der Schutzmann.

„Gewiß, gewiß — es iſt eine gute Bekannte von mir. Tragen Sie die junge Dame in meinen Wagen, ich nehme ſie mit zu mir.“

„Sehr wohl, gnädige Frau. Aber ich darf mir wohl Ihre Adreſſe ausbitten.“

„Hier meine Karte.“

Der Schutzmann nahm mit höflicher Verbeugung die Karte in Empfang. Dann hob er die immer noch bewußtloſe Milly empor und trug ſie in den Wagen. Liebevoll lehnte die Dame den blutenden Kopf der Verlegten an ihre Schulter und ſuchte das Blut mit ihrem feinen Spitzenſchentuch zu ſtillen.

„Fahren Sie nach Hauſe,“ rief ſie dem Kutfcher zu.

Die Verkehrsſtörung war gehoben und der Kutfcher konnte flott vorwärts fahren. Faſt geräuſchlos glitt der Wagen auf den Gummirädern dahin und ſeine geringe Erſchütterung vermochte Milly nicht aus der tiefen Bewußtloſigkeit zu erwecken. Erſt unter den Bemühungen des Arztes erwachte ſie und blickte ſich erſtaunt in dem eleganten Gemach um, in dem ſie auf einem weichen Lager ruhte.

Der Arzt, welcher ſich über ſie gebeugt hatte, richtete ſich empor und ſagte zu einer neben ihm ſtehenden Dame: „Es iſt eine leichte Gehirnſchütterung, gnädiges Fräulein, die Verlegung hat Nichts auf ſich, nur Ruhe iſt nöthig.“

nach einigen Tagen wird das Fräulein wieder hergestellt sein . . .“

Millly versuchte sich aufzurichten. „Wo bin ich? Was ist mit mir vorgegangen . . .“

„Ah, sie ist erwacht,“ sagte der Arzt. „Und bei Besinnung. Wie fühlen Sie sich, mein Fräulein?“

„Ich weiß nicht — mir ist so schwer — so matt — wo bin ich?“

„Bei einer Freundin, meine liebe Millly!“

Die schöne, elegante Dame beugte sich über sie. „Kennen Sie mich nicht mehr, Millly? — Sonny Rosenberg — vom Konservatorium —?“

„Sonny — Sie hier — und ich —?“

„Legen Sie sich nur ruhig wieder nieder, Millly. Ich fand Sie, als Sie von einem Wagen niedergeworfen wurden, Sie sind leicht verletzt und ich nahm Sie mit mir in meine Wohnung. Jetzt ruhen Sie sich einmal ordentlich aus, dann erzählen wir uns unsere Schicksale.“

Millly fühlte sich so matt, daß sie nichts zu erwidern vermochte. Kraftlos sank sie in die Kissen zurück.

Der Arzt gab noch einige Anordnungen, dann empfahl er sich, mit dem Versprechen, am Abend noch einmal vorzusehen. Sonny Rosenberg erneuerte mit sanfter Hand die kühlende Kompresse auf Milllys Stirne, lächelte ihr freundlich zu und flüsterte zärtlich: „Schlafen Sie ein Stündchen, Millly, das wird Ihnen gut thun. Ich bleibe im Nebenzimmer, wenn Sie ruhen, bin ich bei Ihnen.“

Dann entfernte sie sich. Millly lag wie in einem Traum da; sie wußte sich nicht deutlich zu erinnern, was mit ihr vorgegangen, ihre Gedanken verwirrten sich mehr und mehr, wie ein weites, leise auf- und abwogendes Meer wallte es vor ihren Augen, die sich schwer und müde schlossen. Dann versank sie in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Als Millly erwachte, fühlte sie sich erquickt und neu gestärkt. Aber sie wußte nicht, wo sie sich befand; aus dem Nebenzimmer klangen mehrere Stimmen gedämpft zu ihr herüber.

Eine weiche, wohlklingende Frauenstimme sagte: „Entsinnst Du Dich noch der jungen Pianistin aus dem Konservatorium? Ich habe Dich ihr vorgestellt.“

„Ja, ja, ich erinnere mich,“ entgegnete eine leicht knarrende Männerstimme. „Eine schöne Blondine mit märchenhaften, blauen Augen . . .“

„Sieh' nur nicht zu tief in diese Märchenaugen,“ lachte die Dame leicht auf.

„Unbesorgt. Der Glanz Deiner Augen überstrahlt sie.“

Ein melodisches Lachen war die Antwort.

Jetzt wußte Millly, wo sie sich befand. Bei Sonny Rosenberg, der berühmten Sängerin, ihrer einstigen Freundin aus dem Konservatorium. Aber wer war der Herr? Seine Stimme kam ihr bekannt vor. Es konnte niemand anders sein, als Herr von Krause, der Operndirektor.

In welchem Verhältniß stand er zu Sonny? Sie duzten sich! Ein peinliches Gefühl schlich sich in Milllys Seele. Sollte Sonny sich soweit vergessen haben —?

Jetzt nahm der Herr Abschied. „Morgen komme ich wieder, um mich nach dem Befinden Deines Schüßlings zu erkundigen. Auf Wiedersehen, liebster Schatz.“

Er schien Sonny die Hand zu küssen. Sonny begleitete ihn bis zur Thür. Dann kehrte sie zurück und sah in das Schlafzimmer, in dem Millly ruhte.

Ihre Augen trafen sich.

„Ah, Sie sind wach, liebste Millly!“ rief Sonny und trat rasch ein. „Nun, sehen Sie, jetzt blicken Sie ganz anders aus den Augen! Gott sei Dank, daß der Unfall Ihnen nichts geschoadet hat.“

Sie nahm an Millly's Bett Platz und streichelte die Hand der Kranken zärtlich.

„Sonny — Sie sind so freundlich — ich bin Ihnen Dank schuldig. Wollen Sie mir nicht sagen, wie alles das gekommen ist?“

„Gewiß. Aber viel weiß ich nicht zu erzählen.“

Und dann erzählte Sonny, wie sie Millly gefunden. „Aber jetzt müssen Sie erzählen,“ fuhr sie fort. „Wo wohnen Sie? Was treiben Sie? Seit meiner Rückkehr aus Amerika habe ich nichts von Ihnen und den andern Bekannten gehört. Sind Sie engagirt oder quälen Sie sich noch mit Musikstunden ab?“

„Ach, ich — ich habe nichts erreicht . . .“

„Sie Arme!“

„Sie, Sonny, sind eine berühmte Sängerin geworden . . .“

„Ah bah, was man so nennt. Ich habe in Hamburg und Wien gesungen, dann ging ich nach Amerika, jetzt denk' ich mich einige Zeit auszuruhen, um dann vielleicht ein Engagement an der hiesigen Oper anzunehmen. Aber vorher mache ich Hochzeit, Millly.“

„Sie wollen sich verheirathen?!“

„Ja, denken Sie nur — der Herr von Krause ließ mir keine Ruh — ich muß ihn schon heirathen, er hat viel für mich gethan.“

„Sie heirathen Herrn von Krause?“

„Ja, das kommt Ihnen wohl seltsam vor? Bah, liebe's Kind, mit der idealen Liebe ist es heutzutage nichts mehr. Da muß man froh sein, wenn man ein ehrliches Unterkommen findet. Ein Jüngling ist ja Herr von Krause nicht mehr, aber ein herzensguter Mensch.“

„Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, Sonny.“

„Danke. Aber nun erzählen Sie, wie es Ihnen gegangen ist? Was haben Sie den letzten Winter getrieben?“

Das Blut stieg Millly in die Wangen. Sollte sie Sonny die volle Wahrheit sagen? Ihr Gefühl sträubte sich dagegen. Eine geheime Stimme warnte sie. Würde Sonny sie verstehen? Sie würde vielleicht über Milllys Bedenlichkeiten gespöttet haben. So erzählte sie denn nur, daß sie im Hause der Gräfin Dnckerhoff Erzieherin gewesen und diese Stellung jetzt aufgegeben habe.

„So plötzlich?“ fragte Sonny mißtrauisch.

Millly erröthete.

„Na, lassen Sie nur, Liebste,“ lachte die Sängerin. „Solche Stellungen sind entsetzlich, und da kommt es dann leicht zu — einem Bruch. Aber was wollen Sie denn jetzt beginnen?“

„Musikstunden geben.“

„Ah, das alte Lied — das alte Leid! Hier in Berlin?“

„Ja . . .“

„Und haben Sie schon Schülerinnen?“

„Nein.“

„Haben Sie Empfehlungen?“

„Nein . . .“

„Ich bewundere Ihren Muth, Millly. zwer einerlei, vorläufig bleiben Sie bei mir. Das Weitere wird sich schon finden.“

„Ich kann Ihre Freundlichkeit nicht annehmen, Sonny.“

„Weshalb nicht?“

„Ich — ich möchte mich selbständig machen . . .“

„Närrisches Kind. Glauben Sie denn, als alleinstehende Musiklehrerin so bald selbständig zu werden? Ich verschaffe Ihnen Schülerinnen. Mein Bräutigam wird Sie einer guten Konzertagentur empfehlen — ach, seien Sie doch nicht so schwerfällig!“

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

## Reisebekanntschaften.

Von M. Kossak.

Es ist ein eigen Ding um Reisebekanntschaften, man könnte Bücher voll schreiben über die Leichtigkeit, mit der sie oft geknüpft werden, über die Motive, welche die Menschen dabei leiten, über ihre muthmaßliche Dauer und noch über vieles, vieles andere, was damit zusammenhängt. Geradezu verblüffend erscheint es, wie schnell Leute, die daheim wie die Schnecke in ihrem Hause sitzen, sich unterwegs an ihnen bis dahin gänzlich Fremde anschließen. Sie sind noch nicht eine Meile von ihrem Wohnort entfernt und schon sitzen sie mit dem ersten Besten, mit dem Zufall sie im Eisenbahncoupee zusammengeführt, in intimstem Gedankenaustausch beisammen, verabreden Rendezvous und Partien und geben sich dabei so ungenzungen, wie kaum ihren ältesten Freunden gegenüber. Und der Grund dafür? Je nun, der ist am Ende nicht allzukomplex zu finden. Daheim nehmen Berufs- oder Haushaltungsarbeiten Zeit und Gedanken in Anspruch, man ist nicht so empfänglich für geselligen Verkehr, derselbe kann sich leicht zu sehr ausdehnen und lästig werden, zudem — und dies ist besonders zu beachten — muß man in der Wahl seines Umgangs vorsichtig sein, um sich nicht üblem Gerede aussetzen oder wohl gar seine soziale Stellung zu gefährden. Wie oft würde man nicht gern diesem oder jenem, der einem sympathisch erscheint, näher treten, wenn die konventionellen Rücksichten es nur erlaubten! Aber ach, sie engen uns von allen Seiten ein, und diejenigen Personen, auf welche sie uns hinweisen, behagen uns nicht — daher verzichten wir lieber ganz.

Wie anders unterwegs! Solch' eine Reisebekanntschaft verpflichtet zu nichts, sie zieht keine Konsequenzen nach sich — wollen wir sie abbrechen, so steigen wir auf der nächsten Station aus — die Lokomotive pfeift, und fort ist der neue Bekannte, auf Nimmerwiedersehen — so völlig ausgelöscht aus unserem Leben, als wäre er nie in unseren Gesichtskreis getreten.

So kalküliren wir wenigstens. Manchmal freilich kommt's auch anders. Jrgend ein tüchtiges Geschick kann es fügen, daß wir ihm später begegnen oder auch nicht einmal ihm selbst, sondern nur Jemandem, den er kennt und dem er von uns erzählt oder — wer vermag all' die fraulichen, wunderlichen Möglichkeiten zu berechnen, mit denen es dem boshafsten Kobold Zufall zuweilen gefällt, in unser Dasein einzugreifen! Zweifellos ist es, daß solch' ein paar flüchtige Stunden, verbracht im harmlosen Geplauder mit einem Herrn oder einer Frau Jrgendwo von irgendetwoher, ihren Schatten auf unser ganzes ferneres Leben zu werfen vermögen.

„Wie ist das nur möglich?“ wird Mancher vielleicht erstaunt fragen. Ja, direkt läßt sich dies nicht beantworten und selbst wenn ich's indirekt thue, muß ich die Nachsicht meiner Leser in Anspruch nehmen. Es steckt eben uns allen ausnahmslos die Abenteuerlust im Blut und sie spielt bei unserer Reiseleidenschaft keine so kleine Rolle, wie man glaubt. Es gesteht ras nur Keiner ein, aber wenn man sich ernstlich prüft, wird man mir im Stillen Recht geben. Am Ende ist's doch nur natürlich, daß wir modernen Kulturmenschen, die wir in unserem engbegrenzten, mit der Regelmäßigkeit eines Chronometers sich abspielenden Leben nichts von der goldenen Romantik vergangener Zeiten kennen lernen, auch einmal unseren Roman haben möchten. Keinen erschütternden mit heraufwühlenden Ereignissen, bei denen wir, wenn auch nur ganz von fern, das tod- und verderbenbringende Schicksal schreiten hören in erhabener Majestät — nein, um Gottswillen nein — bei dem bloßen Gedanken an so etwas würde uns ja himmelangst werden. — Aber, wie gesagt, so einen kleinen amüsanten Roman oder zum mindesten ein Stückchen von einem solchen — — Wir verlangen wirklich nicht viel, dem Kleinstädter genügt schon das Zusammentreffen mit einem Vertreter fremder Nationen, dem Pensionatsbäcker eine unbedeutende Flirtation mit einem hübschen schnurrbartigen Herrn, dem unter dem häuslichen Pantoffel stehenden Philister eine Unterhaltung mit einer pikanten Schönen u. s. w. Die Hauptsache muß in solchen Fällen natürlich die Phantasie thun, aber sie ist eine gefährliche Feindin und darum — hüten wir uns vor ihr! Sie sieht in dem Touristen mit den Brillantknöpfen und dem schwermuthsoll verschleierte Blick einen verbannten Fürsten, der, durch Intriguen seiner Gegenpartei um seine legitimen Ansprüche betrogen, flüchtend, verfolgt durch die Lande irrt — und während sie noch so tobinnirt, schlummert die Vernunft ein, das Auge hört auf,

scharf zu beobachten und — das Resultat ist vielleicht eine gestohlene Uhr oder Börse! Bei uns zu Hause hätten wir den Menschen sofort für einen Bauernfänger erkannt, auf der Reise aber, wo man etwas zu erleben beabsichtigt — freilich hat man das ja auch —, sind wir für all' die kleinen Züge, die uns vor ihm warnen sollten, blind.

Aber selbst, wenn der geheimnißvolle Fremde uns weder an Baargeld noch Pretiosen schädigt, so kann er uns durch ein Zusammentreffen mißlicher Umstände noch Kostbares rauben — unseren guten Ruf. Es braucht uns nur ein Bekannter mit ihm zu sehen, und das Unglück ist fertig. Dieß's doch Leute genug, deren Gesellschaft allein einen soliden Staatsbürger kompromittirt! Wie viele von uns sind nicht schon durch eine unvermuthete Begegnung mit lieben Freunden von daheim in die denkbar fatalste Lage gerathen!

Ein ältlicher Buchhalter, ein Mann, der mit Ehren grau geworden, verlor sogar ein solch' einer Geschichte willen seine Stellung. Einige junge Leute zweifelhafter Sorte, mit denen sein Untern ihn auf einem Rheindampfer zusammengeführt, luden ihn zu einer Bowle ein, und da er in seiner seltenen Weltunerschrockenheit sie trotz ihres verdächtigen Aeußeren für lauter Grafen und Barone hielt, acceptirte er geschmeichelt. In Kurzem befand er sich in animirtester Stimmung, sang Studentenlieder, deklamirte und fing mit der Zunge große Bratenscheiben auf, die man ihm zuwarf. Die liebenswürdigen Zechgenossen aber begnügten sich nicht damit, seinen unzurechnungsfähigen Zustand zu den albernesten Dingen zu mißbrauchen, sondern machten sich auch noch in aller Geschwindigkeit davon, es ihm überlassend, die recht beträchtliche Zech- zu zahlen. Dies Konvium nun hatte in einem Mitbürger des Alten einen heimlichen Zeugen gehabt, der, ohne Verhältniß für das Rührende der Sache zu besitzen. Jenen bei seinem Prinzipal verklatschte. Das Ende vom Liede war, wie schon erwähnt, daß man den treuen Beamten mit einer kärglichen Gnadenpension aus dem Geschäft entließ.

Fürwahr, eine harte Strafe für ein paar Stunden thörichter Selbstvergessenheit!

Gleich trüben Abschluß braucht solch' ein Reiseerlebnis nun freilich nicht immer zu haben, im Gegentheil bringt es oft auch sehr Ergöglisches zur Erscheinung. So hatte z. B. ein wohlhabiger Rentier und Hausbesitzer aus einer ostdeutschen Mittelstadt schon lange den Wunsch, einmal ein wenig in der Welt herumzuwabagabundiren — ohne Begleitung seiner theuren Ehehälfte. Diese ahnte sehr wohl die geheimen Motive, welche ihren Herrn und Gebieter dabei bewegten, aber da sie eine kluge Frau war und den im Grunde seines Herzens kreuzbraven Gatten besser kannte, als er sich selbst, so ließ sie ihn lächelnd ziehen. Das Glück war ihm günstig. Bereits am ersten Ort, an dem er Station machte, sah er Abends im Speisezimmer seines Hotels eine höchst interessante Dame — nicht gerade jugendlich mehr, aber elegant und von weltbamenhaftem Chic. Unser Hausbesitzer, schnell gefaßt, trat auf sie zu und bat mit respektvoller Verbeugung um die Erlaubniß, neben ihr Platz nehmen zu dürfen. Sie nickte huldreich Gewährt, er bestellte Wein beim Kellner und leitete dann die Unterhaltung geschickt ein. Welch' ein unvergleichlich geistreiches, wahrhaft herausforderndes Weib sie war! Was wollten dagegen die Frauen seiner Heimathstadt bedeuten, von der Frau Gerichtsdirektor angefangen bis zu der Gattin des Materialwaarenhändlers, von dem er seinen Kaffee, Zucker u. s. w. bezog! Freilich kannte er Beide — zumal die Letztere — kaum — hatte er sich doch nie die Mühe genommen, sie recht anzuschauen! Ursprünglich war es die Absicht unseres Freundes gewesen, am nächsten Morgen weiterreisen zu wollen, aber jetzt, nachdem er diese Bekanntschaft gemacht — nimmermehr! So blieb er denn von einem Tage zum anderen — beständig an ihrer Seite, ihr getreuer Ritter und Slave — bis endlich am fünften der Kellner ihm einen Brief von ihr brachte. Mit hämmern den Pulsen öffnete er ihn — o weh — es war ein Lebenswoll für immer! Umstände halber habe sie plötzlich abreißen müssen — schrieb sie — doch werde sie sich stets mit Vergnügen der schönen, mit ihm verlebten Zeit erinnern u. s. w. Ein Blitz aus heiterem Himmel hätte ihn nicht unerwarteter treffen können. Am liebsten wäre er ihr nachgereist — doch wußte er ja nicht einmal ihren Namen. Da sie Stillischweigen über diesen beobachtet, so hatte er voll zarter Rücksicht nicht danach zu fragen gewagt. Im Fremdenbuch stand sie einfach als Frau Müller aufgeführt, auch unter den Abschiedszeiten an ihn figurirte sie unter diesem nom de guerre — denn etwas anderes konnte dies „Müller“ ja nicht sein. Eine Frau, wie sie, hieß nimmermehr „Müller“. Ihr ganzes

Auftreten, die undefinirbare Distinktion ihrer Erscheinung, dieser eigenartige Charme, welcher sie umfloß, ließen mit Sicherheit darauf schließen, daß sie eine infognito reisende vornehme Ausländerin war. So, jeder Möglichkeit beraubt, ihren Spuren zu folgen, beschloß der hiebere Verlassene, dem nimmere die ganze Reise verleihe war, heimwärts zu ziehen. Gleich am ersten Abend nach seiner Rückkehr, als er mit seiner lieben Frau vor der Thür saß und ihr erzählte, wie die Sehnsucht nach Weib und Kind ihn so schnell schon nach Hause zurückgetrieben, ging ein Paar vorüber, ein dicker Herr und eine Dame. Großer Gott, äßte ihn ein böser Spuk? Das war sie — sie, seine angebetete Entflohene, wie sie lebte und lebte!

„Kennst Du die Dame?“ fragte er seine Gattin.  
 „Natürlich,“ entgegnete die, „es ist ja die Materialwaarenhändlerin Müller aus der Breiten Straße.“

Ob die treue Gefährtin seines Lebens aus der Verblüfftheit ihres Gemahls wohl einen Verdacht schöpfte, welcher der Wahrheit nahe kam? Ich weiß es nicht, soviel aber kann ich versichern, daß der Herr Hausbesitzer fortan ein ungleich zärtlicherer Gatte war als früher und nie wieder Neigung verspürte, Reiseabenteuer zu erleben.

Natürlich hat eine Geschichte, wie die eben mitgetheilte, nur für Leute, die ihr Studium über Weib und Menschen nie über die heimatliche Ortsgrenze hinaus ausgedehnt haben, ihre Nuzanwendung. Die Leser brauchen daher auch gar nicht zu versichern: „mir könnte dergleichen nimmermehr passiren —“ ich bin ohnedies davon überzeugt, denn „sie haben vieler Länder Menschen gesehen“ und besitzen selbstverständlich sammt und sonders die Weltgewandtheit eines Lovelace, den Stoicismus eines Spartaners und die Weisheit und Menschenkenntniß eines Sokrates. Wer aber diese Eigenschaften als unsichtbares Reisegepäck mit sich führt, der ist so ziemlich gefeit vor tragikomischen Reiseerlebnissen. „Passiren“ kann ihm freilich auch allerhand Unangenehmes, aber zum mindesten wird er sich nicht lächerlich machen, und das ist doch am Ende dasjenige, wovon wir eiteln spottfüchtigen Menschenkinder uns am meisten fürchten.

Darum noch einmal — Vorsicht bei den Reisebekanntschaften.

## Allerlei.

Nicht weniger als zehn Geburtstage werden im Monat Juli im preussischen Herrscherhause gefeiert. Am 7. Juli vollendet Prinz Citel Friedrich (zweiter Sohn des Kaisers) das 15., am 14. Juli sein Bruder Adalbert das 14. und am 27. Prinz Oskar das 10. Lebensjahr. — Prinzess Charlotte von Meiningen, des Kaisers Schwester, wird am 24. Juli 38 Jahre alt, Tags darauf feiert die Tochter der Frau Prinzessin Friedrich Karl, Herzogin von Connaught, ihren 38. Geburtstag und am 11. Juli ist der 32. Geburtstag der Frau Prinzessin Heinrich. Die beiden Neffen des Kaisers, die Kinder der griechischen Kronprinzessin, werden am 7. resp. 20. Juli acht und fünf Jahre alt, und zwei Söhne des Prinzen Albrecht, Prinz Friedrich Heinrich und Prinz Friedrich Wilhelm, am 15. resp. 12. Juli 24 und 18 Jahre.

Die kubanischen Frauen. Der „North American“ schildert die Frauen Kubas als die Perlen der Antillen im wahren Sinne des Wortes, als engelsschöne Wesen mit großen, dunklen Gluthaugen, zartem, glanzlosem Teint und glühend rothen Lippen. Obwohl ihnen ihre außerordentliche Schönheit ein Recht auf Huldigungen und Aufmerksamkeit aller Art verleihen würde, führen sie doch ein sehr einsames Leben und widmen sich ausschließlich ihren Familien. Die jungen Mädchen werden schon durch die häusliche Erziehung auf diese einformige Familienrolle vorbereitet. Sie bleiben stets unter strengster Bewachung, dürfen das Haus nie ohne Begleitung verlassen und sind eigentlich nur frei im Verkehr mit Freundinnen, da strenge Eltern ihre Töchter niemals mit einem Manne allein lassen. Die Kubanerin verheiratet sich sehr früh; von diesem Augenblicke an versichert sie auf die Welt und auf ihre Vergnügungen und führt im engsten Familienkreise ein wahres Klosterleben. In vornehmen kubanischen Kreisen werden jedoch die patriarchalischen strengen Landesitten nach und nach durch die etwas lockere Moral des amerikanischen Festlandes verdrängt.

Eine Stadt in selbstverschuldeten Nöthen. In einer eigenthümlichen Lage befindet sich gegenwärtig die Stadt Sulz im Canton Argau. Vor sechs Monaten gab die Gemeinde ihrem Schullehrer, der ihr 50 Jahre lang treu gedient hatte, den Abschied, ohne ihm auch nur einen Fennig Pension zu bewilligen. Als aber die Stadt nun einen neuen Lehrer engagiren wollte, stieß sie auf unerwartete Schwierigkeiten. Kein einziger Lehrer bewarb sich um die ausgeschriebene Stelle, auch nicht als etwaigen Bewerber außer dem gesetzlichen Gehalts-Maximum eine hohe Extra-Gratifikation

in Aussicht gestellt wurde. Der Argauische Lehrerverein hat die Stadt nämlich auf den Index gesetzt und erklärt, daß er den Vorkott erst dann aufheben würde, wenn dem entlassenen Lehrer von Sulz eine angemessene Pension bewilligt werden würde. Die Gemeinde beschloß nun, gegen den Lehrerverein klagbar zu werden. Aber im ganzen Canton Argau findet sich auch nicht ein einziger Advokat, der geneigt wäre, die Sache der Stadt vor Gericht zu vertreten. Der Lehrerverein hat bei seinem energischen Vorgehen die Sympathien des ganzen Cantons auf seiner Seite, und es heißt sogar, daß außer den Lehrern und den Advokaten demnächst auch noch andere Berufsclassen die Stadt Sulz in Acht und Bann thun wollen.

Das weinende Burgtheater. In Wien trat dieser Tage Frä. Wilhelmine Sandrock, die minderbegabte Schwester Adele Sandrock's, nicht ganz unfreiwillig aus ihrer langjährigen Stellung am Burgtheater. Unter den Kollegen der Künstlerin rief dieser Abschied so starke Gemüthsbewegungen hervor, daß Julius Bauer Grund findet, sich im „Wiener Extrablatt“ mit folgenden Versen darüber lustig zu machen:

O, wach' ein großer, erhabner Moment,

Das erste Theater des Reiches krennt!

Herr Reimers gleicht einem Thränenfaß,

Sogar der trockne Lewinsky wird naß.

Herr Robert schleicht sich weinend durchs Haus,

Frau Schrott kommt nicht aus dem Schnupstuch heraus.

Herr Hartmann schluchzt in bitterer Dual

Und Sonnenthal nennt sich Thränenthal.

Er weinen die Komparterie und der Chor,

Herr Thimig verliert seinen Rest an Humor.

Das ganze Theater wird nimmer froh,

Warum? Weßhalb? Weßwegen? Wie so?

Das Auge eines Jeden sich naßt,

Weil Willy Sandrock die Bühne verläßt;

Das Burgtheater — o Katastrophe —

Verliert seine niedrigste Kammerzofe!

Man wird begreifen die Wucht dieses Falles,

Denn unsere Lösung ist: Kunst über Alles!

Drum klossen die Thränen von Jungen und Alten

Und füllten anderthalb Zeitungspalten.

Herr Kraffel stand da mit trauriger Miene

Und schrieb eine Ode an Wilhelmine.

Herrn Robi Schreiner erfaschte ein Trauern,

Als wäre er ein Opfer galizischer Bauern.

Madame Lewinsky in Thränen zerrann,

Sodas sie noch immer nicht sprechen kann.

Sie Alle vergossen dramatische Zähren,

Das scheidende Fräulein gebührend zu ehren.

Sie konnte die Fluth ihrer Augen nicht stillen,

Benedet von sämmtlichen Krokodilen.

Es ging Wilhelmine und nimmer Adele,

Ist's das, was ihnen thut weß in der Seele?

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Es ist ein charakteristisches Zeichen unserer schnelllebigen Zeit, daß auch die werthvolle literarische Produktion, wie wir sie in der Romanwelt (Wita, Deutsches Verlagshaus, Berlin W. 50) zu finden gewohnt sind, der Politik, der wirtschaftlichen Lage, den wissenschaftlichen Errungenschaften auf dem Fuße folgt. So bringt das eben beginnende Quartal der Romanwelt an erster Stelle einen Roman „Kuba insurrecta“ von dem bekannten Schriftsteller Theodor Duimichen, der selbst mehrere Jahre auf Kuba gelebt hat. Die Anfangskapitel sind, soweit sie uns vorliegen, von einer so anschaulichen Lokalfarbe und setzen mit einer so dramatisch belebten Handlung, einer Episode aus dem Beginn des Aufstandes, ein, daß man augenblicklich keine fesselndere Lektüre finden könnte. Neben diesem kubanischen Roman wird „Der Zug nach dem Osten“ beendet, der durch seine auf eigener Anschauung beruhende Schilderung der Zustände in den polnisch-deutschen Provinzen, dem Arbeitsgebiet der Ansiedlungs-Kommission, über die erst vor Kurzem im Reichs- und Landtag debattirt wurde, so großes Aufsehen erregt, und der wieder aus der lebendigen Gegenwart geschöpft ist. Selbstverständlich findet man, dem gewohnten reichen Programm der bekannten Zeitschrift gemäß, außer jenen umfangreichen Erzählungen noch viele andere Beiträge. „Die eberne Schlang“ von dem Skandinavier Krag scheint ein Werk von besonders eigenartigem Charakter zu sein, stofflich interessant und etwas mystisch in der Stimmung. Besonders verdient nach wie vor das Feuilleton der Romanwelt Beachtung. Auffüge wie der in der vorletzten Nummer erschienene „Der Niedergang von Süd-Europa“ von Dr. Carl Peters und der in diesem ersten Quartalsheft begonnene „Paris im Jahre 1870 u. 1896“ vom General von Boguslawski sind gewiß, immer das weiteste Interesse zu erregen. — Die belletristischen Beiträge des Feuilletons enthalten wieder in jedem Heft abgeschlossene kurze, vielfach humoristische Erzählungen. Die Romanwelt hat zweifellos diesmal ein glückliches Quartalsprogramm zusammengestellt.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Lohle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87